

Peter Dinzelbacher

Raumperzeption im Mittelalter

es finden sich noch Doubletten im Text!

[unter Zugrundelegung folgender Publikationen:

PD, Raum/Mittelalter, in: Id., ed., Europäische Mentalitätsgeschichte, Stuttgart 1993, 604-615.

PD, Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum II: Hoch- und Spätmittelalter, Paderborn 2000

PD, Europa im Hochmittelalter 1050-1250. Eine Kultur- und Mentalitätsgeschichte, Darmstadt 2003

PD, (zus. m. Werner Heinz), Europa in der Spätantike 300-600, Darmstadt 2007]

Daß die Menschen anderer Epochen den Raum optisch anders perzipiert hätten als wir, ist angesichts der biologischen Kontinuität nicht anzunehmen. Anders waren aber die damit verbundenen emotionellen Konnotationen, anders die Schwerpunkte, die sie bei der Schilderung des Raumes setzten. Generell dürfte von den "mittelalterlichen Menschen" mehr der Raum, für uns dagegen mehr die Zeit als daseinsbestimmend empfunden worden sein .

Natürlich ist jedes Raumerleben von Menschen aller Epochen konditioniert von den physiologischen Gegebenheiten des Körpers, und Tastsinn, Geruchsinn, Gesichtssinn haben sich in der Entwicklung des Homo Sapiens seit prähistorischen Zeiten wenig geändert. Ebenso natürlich hängt das persönliche Raumerleben von vielen Faktoren ab, von Geschlecht, Alter, sozialer Zugehörigkeit, Religion usf.

Spätantike/FMA

Ganz besonders deutlich wird gerade letzteres an den Theatern und Arenen, worin die Heiden erstrebenswerte Stätten des Vergnügens sahen, diese Räume also positiv konnotierten, die Christen dagegen sie als Ort ihrer Verfolgung durch teuflische Heiden haßten. Andererseits müssen wir davon ausgehen, dass viele Räume auch bei allen Betrachtern ähnliche Empfindungen auslösten: Etwa die Foren oder Bischofspaläste werden allen Einwohnern einer Stadt als Räume des öffentlichen Soziallebens bzw. als Verwaltungs- und Machtzentren erschienen sein.

Die permanente Kriegssituation führte verständlicherweise zu Umgestaltungen der Siedlungsräume: Ein immer größer werdendes Sicherheitsbedürfnis manifestierte sich auch in spatialen Neugestaltungen: Villen wurden zu burgartigen Wehranlagen, vielerorts zog man aus dem Tal in befestigte Höhengestaltungen um, wie v.a. seit dem späten 4. Jahrhundert zu bemerken. Hatten früher die Vornehmen ihre Empfangs-

und Festräume zu ebener Erde gehabt, begann man gegen Ende der Epoche diese mehr und mehr in den Oberstock zu verlegen¹. Eine Reihe von Ortschaften und die meisten Landgüter wurden schließlich ganz aufgegeben. Die Ummauerung muß ganz konkret eine andere, beschränktere Perzeption des Raumes impliziert haben, als sie das Leben zuvor in den offenen Talsiedlungen mit sich gebracht hatte.

Wo man weiterhin in den schrumpfenden antiken Städten wohnte, änderte sich ihre Nutzung mehr und mehr. Zu Beginn des Frühmittelalters waren z.B. die Thermen Roms nicht mehr in Betrieb, nachdem die Goten die Wasserleitungen gekappt hatten; ihre Steine wurden abgetragen und für andere Bauten verwendet. Solches Umfunktionieren erfüllte Zeitgenossen mit Trauer², war aber unumgänglich. Der Rückgang der Bevölkerung brachte eine Reduktion des bewohnten Raumes innerhalb der Stadtmauern mit sich, teilweise wurde urbanes Areal in Flächen landwirtschaftlicher Nutzung umgewandelt.

Selbstverständlich veränderte der Sieg des Christentums auch die Topografie des Raumes, vor allem des urbanen: Schon Constantin ließ eine Reihe großer, ihr Stadtviertel dominierender Kirchen erbauen, und bis in die Neuzeit hinein sollte vielerorts das Gotteshaus das überhaupt durch Größe und Lage beherrschende Bauwerk einer Siedlung sein, gleichviel, ob es nun am Stadtrand lag (wie z.B. der Dom von Metz) oder in der Stadtmitte (wie z.B. der Mailänder Dom). Das kann nicht ohne Einfluß auf das Lebensgefühl der Einwohner geblieben sein, deren Behausungen immer weniger die voluminösen Paläste oder Wohnblocks der Antike waren, sondern mehr und mehr vergleichsweise niedere Holzhäuser. Die materielle Präsenz des Glaubens drückte einen Herrschaftsanspruch über das Geistige und Weltlich aus, verkörperte aber auch einen Ort der Zuflucht, ein Asyl (im konkret-rechtlichen Sinn) gegen irdische wie gegen dämonische Bedrohungen. Es gab aber auch Umwertungen des noch Bestehenden: Seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts verlor das Forum an Bedeutung als öffentlicher Zentralraum, da seine Funktionen teilweise von Bischofskirche und -palast übernommen wurden. Dort wurden nun die kaiserlichen Schreiben verlesen, versammelten sich die Stadtregierungen, wurden Gerichtssitzungen abgehalten usw.³ – eine vielsagende Bedeutungsverschiebung.

Ein wesentlicher Bestandteil einer bestimmten Mentalität ist es, wie Orte religiös ‚aufgeladen‘ vorgestellt werden, wie man sakrale, tabuisierte, neutrale Räume perzipiert und gestaltet. Der heilige Schauer, das *mysterium tremendum* der Religionswissenschaft⁴, läßt sich in den schriftlichen Quellen der ausgehenden Antike in Verbindung mit bestimmten Kultstätten deutlich erfassen⁵. Was den christlichen Kirchenbau betrifft, so bringt eine um 460/470 angebrachte Inschrift der römischen Kirche S. Lorenzo in Damaso wohl gut zum Ausdruck, was der fromme Besucher empfand (oder empfinden sollte): *Der Du die Mysterien suchst in von Gott erfüllter Gesinnung, komme hierher! Das Haus der Religion steht offen. Dies sind die Dächer, geweiht auf immer frommem Schauder, und hier neigt Gott den Bitten sein Ohr*⁶.

Der Christengott als *numen tremendum* wirkt in seiner Kirche wie die heidnische Gottheit einst in ihrem Tempel; erst *hier (hic)* werden die Gebete vernommen. Der Sakralbau war Abbild des Himmels, wie es u.a. die Sternenmosaiken mancher Gewölbeflächen anschaulich machten (Ravenna). Freilich war auch schon die spätantike Kirche selbst in Zonen unterschiedlicher Heiligkeit gegliedert: Im Atrium vor der Kirche blieben die BÜßer und die Taufschüler, die noch nicht zum Mysterium zugelassen waren. In der als Saal oder Basilika gestalteten Langhalle wurde die Gottheit von der Gemeinde ursprünglich nach Ezechiel 43, 4 im Osten empfangen, da dort die Kirchentore lagen, eine

synkretistische Vermengung mit dem Sonnenkult (so u.a. in der römischen Peterskirche Kaiser Constantins). Bald jedoch verlegte man den Eingang für die Gläubigen öfter in den Westen (wie bei den meisten Tempeln), während der Osten mit seiner Apsis, Abbildung des Himmelsgewölbes, der Gottheit vorbehalten blieb. Dort stand der von den Priestersitzen umgebene und von einem Ziborium überwölbte Altar, auf dem die Eucharistie gefeiert wurde, dorthin wandte man sich überhaupt beim Gebet: *ex oriente lux* – das Licht kommt aus dem Osten⁷. Um diesen Raum vom weniger sakralen abzusondern, d.h. von dem für die Laien bestimmten Kirchenschiff, wurden Chorschranken aus Holz, Metall, Stein (wie in Rom, S. Sabina; s. Abb, ##) oder Gips zur Trennung verwendet⁸. Trotzdem war hier die Gottheit bzw. waren die Überreste des verehrten Märtyrers viel näher als in einem antiken Tempel, wo das Numen ganz im Inneren des Sakralbaus das *adyton* oder *abaton* (wörtlich: das Unbetretbare) bewohnte, zu dem ausschließlich der Priester Zugang hatte. Doch befand man sich im 4. bis 6. Jahrhundert noch in einer Experimentierphase, weder Grundrisse noch die Orientierung der Kirchen waren zwingend vorgeschrieben.

Auch das flache Land änderte sein ‚religiöses Antlitz‘, denn nach und nach überzogen es meist einfach gestaltete Kirchen und Kapellen, die teilweise ältere Kultstellen ersetzten, teilweise neue Sakralzentren bildeten. Gelegentlich kam es auch abseits von größeren Siedlungen nicht nur zur Errichtung von Einzelbauten, sondern zu der von ganzen Kirchenfamilien. Ein besonders eindrucksvolles Zentrum dieser Art entstand am Hemmaberg in Kärnten, wo die einheimischen keltischen Noriker ihre Gottheit Jovenat verehrt hatten. Um 400 baute man dort eine erste, schlichte Kirche, etwa hundert Jahre später ganz in Nähe eine Doppelkirchenanlage mit polygonaler Taufkapelle. Das eine dieser reicher ausgestatteten Gotteshäuser diente der Gemeinde zur Messfeier, das zweite scheint eine Pilgerkirche gewesen zu sein, wo die Reliquien eines Märtyrers verehrt wurden. Die Stifterinnen waren in einer kleinen Kapelle unmittelbar neben der Apsis dieser Kirche bestattet. Etwa gleichzeitig baute man aber auf der anderen Seite der ersten Kirche nochmals eine Doppelanlage, ein Befund, der sich nur aus dem Nebeneinander von katholischen und arianischen Christen zur Zeit Theoderichs erklären lässt. Dazu gibt es einige Parallelen, am bekanntesten in Ravenna⁹. Jedenfalls ist hier eine Hügelkuppe zu einem ganz intensiv aus der profanen Umwelt herausgehobenen Sakralbezirk gestaltet worden, dessen viele Gräber zeigen, wie wichtig es den Menschen war, in der Nähe der hier ruhenden Heiligengebeine beigesetzt zu sein (vgl. S. ##). Aber die Heiligkeit des Ortes muß schon zuvor große Anziehung ausgeübt haben, sonst hätte man nicht gerade hier so aufwendige und aufgrund des Terrains besonders kostspielige Anlagen errichtet.

Wie noch die heutige Landschaft in katholischen Gegenden durch eine Vielzahl an religiösen Kleindenkmälern rhythmisiert ist, Wegkreuze, Madonnensäulen, Marterln usw., so war auch der öffentliche Raum in der Antike nicht ohne solche Konzentrationspunkte des Numinosen. So errichtete man an Wegkreuzungen Weihesteine für die Göttinnen auf, die die *biviae*, *triviae* und *quadruviae* (Zwei-, Drei-, Vierwege) bewachen sollten¹⁰, und allenthalben fanden sich Altäre und Statuen¹¹. Selbst kriegerische Auseinandersetzungen hatten Einfluß auf diese Sakrallandschaft: Gegen die christlichen Truppen des Theodosius I. stellten seine Gegner in den Alpen unter vielen Zeremonien Jupiterstatuen auf, die nach dem Sieg des Kaisers natürlich gestürzt wurden¹². In Städten der römischen Antike gehörten auch die Statuen der Imperatoren zu solchen Punkten der Sakralität, da bei ihrer Aufstellung Kerzen angezündet und Weihrauch verbrannt wurde, auch noch in christlicher Zeit. Auf diese Weise wurde jedermann demonstrierte, wen eine Stadt als Herrscher anerkannte und in wessen Namen die lokalen Machthaber agierten¹³.

Schließlich sei an ein Phänomen der damaligen Welterfassung erinnert, das man das Verschwinden des Raumes aus der Kunst nennen könnte. Wie aus Pompeii wohl bekannt, zeigt die römische Malerei in hellenistischer Tradition im Prinzip natürliche oder architektonische Räume mit Personen. Diese Räume waren zwar noch nicht präzise perspektivisch konstruiert, aber eindeutig mit dem Willen zur Naturnachahmung und Dreidimensionalität. Eine bestimmte Stilrichtung spezialisierte sich sogar auf Durchblicke, erzeugte also mit malerischen Mitteln die Illusion einer Ausweitung des Raumes, wo faktisch nur eine Mauer stand. Von der Bühnenmalerei angeregt, entwarf man Staffelungen von Architekturelementen, die den Anschein von räumlicher Tiefe erzeugten. Diese erstrebte Dreidimensionalität geht nun in der Spätantike großteils, im Frühmittelalter gänzlich verloren. Wenn Wände dekoriert wurden, dann in völlig flachen Ornamenten, wo Räume dargestellt wurden, ohne perspektivische Staffelung, sondern in der Addition einzelner Elemente auf einem eingeebneten Hintergrund. Gewiß produzierte man noch im 4. und 5. Jahrhundert Bilder in der früheren Tradition, so die Vergilius Vaticanus-Handschrift mit ihren Außen- und Innenszenen oder die durch Schattendarstellung räumlich wirkenden Architekturelemente des Kuppelmosaiks im Baptisterium der Orthodoxen in Ravenna. Aber die Künstler, die sich später noch solche Darstellungen zum Vorbild nahmen, lösten die Bauteile in Ornamente auf, eliminierten die Schatten, betonten die Linien, verflachten Landschaften und Innenräume bis zur Unkenntlichkeit. Zwar ist uns die Raumauffassung des Frühmittelalters fast nur aus der Buchmalerei bekannt, aber der Verlust von Körperlichkeit und Räumlichkeit ist eindeutig zu konstatieren. Er kann kaum anders interpretiert werden denn als Symptom der Minderbewertung der irdischen, perzipierbaren Welt. Nicht mehr Zeichenhaftes als Element im Raum ist von Bedeutung (das Kreuz, der Heilige in der Landschaft), sondern nur das Zeichen für sich wie das Kreuz vor dem Goldhintergrund oder das Heiligenhaupt im Nimbus.

Mittelalter

Mittelalterliche Raumerfassung ist um einiges unpräziser, "weicher", als die der jüngeren Neuzeit mit ihrer mathematischen Geometrie und ihren (geo)physikalisch genormten Maßen. Welt, Über- und Unterwelt berühren einander. Der sichtbare Himmel ist für die meisten Menschen nur die kugelförmige Sphäre, hinter der sogleich der spirituelle Himmel beginnt: Zum atmosphärischen Himmel schaut man beim Gebet auf, er öffnet sich, um Heilige erscheinen zu lassen, usw. Walther von der Vogelweide bezeichnet es als Sünde, wenn er seine Dame lieber anschaut, als "himmel oder himelwagen" (das Sternbild des Großen Bären); er identifiziert also den sichtbaren Himmel mit dem des Glaubens, wie schon der Gebrauch eines Wortes für beide Räume in den meisten Sprachen impliziert. Die Vulkane sind Eingänge zur Hölle; in Irland gibt es einen Wallfahrtsort, wo man direkt ins Fegefeuer hinabsteigen kann. Der Zugang zur anderen Welt ist direkt von dieser aus mittels Pferd, Schiff, ja Schubkarren möglich.

Erfasst wird Raum vor allem in seiner Relevanz für den gesellschaftlichen Gebrauch, weder als Abstraktum noch um seiner selbst willen. Symptomatischerweise vergehen zwischen der Beschreibung des Moseltales durch Ausonius im 4. Jahrhundert und dem Wiederbeginn der Schilderung realer Landschaften bei Petrarca und Fazio degli Uberti fast 1000 Jahre. "Der Raum, dessen Natur immer unvollständig dargelegt wird, definiert sich vermittels der Gestik der Gruppe und dem Bericht von seiner Unveränderlichkeit im Zeitlauf." Auch hier ist also die Wichtigkeit der realen körperlichen Erfahrung für den mittelalterlichen Menschen maßgeblich (vgl. ###). So ist z. B. in der Epik der Raum nur dann erwähnt, wenn er im Reiten oder Wandern vergegenwärtigt und erschlossen wird, wenn er er-ritten, er-

wandert, er-fahren, wird. Der Protagonist bewegt sich dabei von Schauplatz zu Schauplatz, ohne daß es zu einer mehr als summarischen Beschreibung der durchzogenen Landschaft käme. Dies gilt analog für andere Textsorten wie die Jenseitsvisionen, die sozusagen "ruckweise" eine Strafstätte nach der anderen vorführen, und läßt sich auch an den landschaftslosen Landkarten vor dem 15. Jahrhundert ablesen.

Der von uns an und für sich als homogen betrachtete Raum wurde deutlich als in Zonen geteilt erfahren, die unterschiedliche emotionelle Reaktionen auslösten. Dies zunächst je nach dem, ob er dem Menschen durch Rodung, Bebauung, Besiedlung als Nutzraum unterworfen war oder außerhalb seiner Einflußnahme blieb. "Das räumliche Erinnerungsvermögen unterliegt stark den Abstufungen der Vereinnahmung des Raumes". Das Fremde war das Un-heimliche: Als der Dänenkönig Harald Näheres über Island wissen will, läßt er einen Zauberer die Insel umschwimmen, wobei der feststellen muß, daß "alle Felsen und Höhlen voller Geister sind". Benennung bannt: "Dank der Ortsbenennung schrumpfen langsam die Terrae incognitae zusammen, d. h. die Wildnis." Die Bezeichnung der Siedlung nach dem ersten Besitzer stiftete Familien- bzw. Sippenidentität. Die nach Unholden und Dämonen benannten Plätze signalisieren Gefahr. Der bis ins Hochmittelalter Europa bedeckende Urwald war die Wohnstätte nur von Drachen, bösen Geistern (Toten) und zum Tode verurteilten Outlaws (skógarmadr, Waldmann, heißt der Geächtete in Skandinavien). Deshalb wird der "wilde Wald" in den Ritterromanen auch zum Ort der Bewährung, zum "Abenteuerwald", erhält auch in der Lyrik eine emotionale Besetzung. Analoges gilt für die Gebirge.

2. Der Umgang mit räumlichen Vorstellungen ändert sich grundsätzlich während der 1000 Jahre, die wir leichtsinnigerweise als Mittelalter zusammenfassen. So hat man schon des öfteren in den Oberschichten eine mit dem Hochmittelalter einsetzenden Bevorzugung des Vertikalen vor dem Horizontalen beobachtet; jedem ist das Schlagwort von der Höhentendenz der Gotik geläufig, und es ist jedenfalls in der Baukunst nicht falsch. Analog mögen die (theoretische) Erhöhung der Frau im Minnedienst gesehen werden, oder der Wechsel des Wohnsitzes der Adeligen aus der Ebene auf Höhenburgen - durchaus eine Innovation des Hochmittelalters. Doch steht die sozial- und mentalitätshistorische Einordnung dieser Phänomene noch zur Diskussion.

Wir wollen hier nicht von den Spekulationen der Gelehrten des hohen Mittelalters über die geozentrische Kosmologie sprechen, über die Diskussionen darüber, ob die Welt als Organismus mit einer Weltseele zu sehen sei, ob die Erde kugelförmig oder platt sei, wie die Sphären im einzelnen um die Erde angeordnet seien und sich die Gestirne auf ihnen bewegten. Wie eben angedeutet, erfolgte auf diesem Gebiet ein Innovationsschub durch die Rezeption der antik-arabischen Wissenschaften. Ohne ihn wäre das neu erwachende Interesse auch für die geographischen Realitäten, wie sie in Länderbeschreibungen oder der Vervielfachung von Weltkarten zum Ausdruck kommt, schwer verständlich. Aber auch die für die praktische Verwendung gezeichneten Seekarten, die wohl von den Kreuzfahrern herangezogen wurden, die portulani, basierten auf dem Wissen arabischer Astronomen

Daneben existierte hier genauso die allegorische Ausdeutung auch des Raumes als Teil der unbelebten Natur. Nehmen wir als Beispiel das Meer. In langer Kirchenvätertradition galt es als Chiffre für die gefährliche Welt, durch die der Christ auf seiner Lebensreise pilgern müsse. Plastisch hat das in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts Honorius von Autun in seiner *Scala coeli maior* formuliert:

Vom himmlischen Vater werden wir sozusagen durch die Begrenzung eines Meeres getrennt, und wir wallen in dieser Welt wie auf einer Insel. Das Meer ist diese von vielen Bitternissen aufgewühlte Welt, das Schiff die christliche Religion... (religio kann im Mittellatein Religion oder Ordensleben bedeuten). Ähnliches findet sich in vielen, auch volkssprachlichen Schriften, etwa dem `EzzoliedA, dessen erste Fassung um 1060 entstand und das Anfang des 12. Jahrhunderts bearbeitet und erweitert wurde (vs. 397 ff.).

Wesentlich schwieriger als diese quellenmäßig problemlos zu erfassenden Komponenten des bewußten Weltbilds im hohen Mittelalter sind die i.d.R. unbewußten Raumempfindungen der Menschen jener Epoche zu überblicken . Generell dürfte von den "mittelalterlichen Menschen" mehr der Raum als daseinsbestimmend empfunden worden sein, von uns dagegen wird dies mehr die Zeit. Im Vergleich zur heutigen, von kartographischer Präzision geprägten Raumerfassung erscheint die mittelalterliche unschärfer: Welt, Über? und Unterwelt berühren einander. Der sichtbare Himmel ist für die meisten Menschen eine kugelförmige Sphäre, hinter der sogleich der spirituelle Himmel beginnt, der ja im Lateinischen, den romanischen Sprachen und im Deutschen mit ein und demselben Wort bezeichnet wird. Andererseits liegen Hölle und Fegefeuer unter der Erdoberfläche, und das gar nicht einmal so tief, kann man doch durch die Vulkane zu ihnen gelangen, wiewohl zumeist der Erdmittelpunkt als Ort dieser Folterstätten genannt wird

Erfaßt wird Raum vor allem von der realen körperlichen Erfahrung her: So ist er z. B. in der Epik nur dann erwähnt, wenn er im Reiten oder Wandern vergegenwärtigt und erschlossen wird, wenn er er?ritten, er?wandert, er?fahren wird. Der Protagonist bewegt sich dabei von Schauplatz zu Schauplatz, ohne daß es zu einer mehr als summarischen Beschreibung der durchzogenen Landschaft käme. Dies gilt analog für andere Textsorten wie die Jenseitsvisionen, die sozusagen "ruckweise" eine unterweltliche Strafstätte nach der anderen vorführen .

Eindeutiger scheint aber eine andere Entwicklung: Vergleicht man einen noch frühmittelalterlich geprägten epischen Text, etwa das `RolandsliedA des Pfaffen Konrad (Mitte 12. Jh.), mit einem hochmittelalterlichen ähnlicher Thematik aus der Feder eines progressiven Autors, etwa den `WillehalmA Wolframs von Eschenbach (Anfang 13. Jh.), so ergibt sich ? exemplarisch ? folgende Divergenz: In dem älteren Werk sind Raum und Zeit dem epischen Geschehen und seiner Bedeutung untergeordnet, extrem gerafft oder extrem gedehnt. Entfernungen und ihre Überwindung bleiben belanglos, das raum?zeitliche Verhältnis gleichzeitiger Ereignisse an verschiedenen Orten wird dem Leser oder Hörer kaum greifbar. In dem jüngeren Text erscheint der Raum dagegen als zusammenhängenderes und ausgedehnteres Medium, in dem jedes Objekt seine Örtlichkeit in bestimmter Relation zum anderen einnimmt, was im Prinzip schon eher unserem dreidimensionalen Raumkonzept entspricht. Zeit? und Ortsangaben sind genau. "Wolfram blickt bei einer gewissen Distanz immer von oben herab und überblickt dabei mehr... Konrad scheint dichter vor den Ereignissen und fast auf derselben Höhe wie sie zu stehen. Er sieht entsprechend weniger und nur das, was sich direkt vor ihm befindet" . Was in der älteren Literatur gleichsam in einzelne Bilder parzelliert erscheint, wird in der jüngeren komplex verschränkt organisiert.

Auch die Himmelsrichtungen waren positiv oder negativ konnotiert. Deswegen werden die Kirchen nach Osten orientiert, wo die Sonne aufgeht, weil in ihnen die Sonne der Gerechtigkeit [Christus] angebetet wird und das Paradies im Osten als unsere Heimat zu bezeichnen ist, so Honorius Augustodunensis . Der Norden, Ort der

Finsternis, und der Westen, Gegend des Sonnenuntergangs, wurden als Regionen der Finsternis und des Teufels betrachtet. Als seit der Karolingerzeit Westwerke, turmartige Vorkirchen, vor den Sakralbau gestellt wurden, enthielten sie oft Michaelskapellen, denn Michael war seit dem Engelssturz der Dämonenkämpfer par excellence. Geweiht wurden sie meist dem Erlöser, der in seinem Abstieg in die Unterwelt Tod und Teufel besiegt hatte.

In ganz überwiegender Mehrzahl sind die hochmittelalterlichen Kirchen Längsbauten. Sie erscheinen für die Gläubigen als Ort einer psychischen Bewegung, die von der Angst zur Seligkeit, von der Sünde zur Gnade, von der Not zur Fülle führt. Besonders im Durchschreiten des Langhauses von Westen nach Osten zum Hochaltar hin und im Abstieg in die Krypta unter ihm zu den Gebeinen der Heiligen konnte die abgestufte Sakralität des Raumes konkret und körperlich erfahren werden. Auch die Hierarchisierung des Kirchenbaus spiegelt diese Raumauffassung: das Sanktuarium, wo der Priester zelebriert, ist heiliger als der Chor, in dem die Mönche beten, und beide heiliger als das den Laien oder Laienbrüdern zugeordnete Hauptschiff. Deshalb unterteilten Chorschränken, und seit der Romanik eine Tribüne, der Lettner, fast alle Kirchen in zwei Bereiche für Geweihte und Ungeweihte. Diese Trennung haben wir bereits als Anzeichen der stärkeren Abhebung der Geistlichkeit von den Laien im Gefolge des Investiturstreits interpretiert (S. ##).

Eindeutiger scheint aber eine andere Entwicklung: Vergleicht man einen noch frühmittelalterlich geprägten epischen Text, etwa das Rolandslied des Pfaffen Konrad (Mitte 12. Jh.), mit einem hochmittelalterlichen ähnlicher Thematik aus der Feder eines progredierten Autors, etwa den Willehalm Wolframs von Eschenbach (Anfang 13. Jh.), so ergibt sich - exemplarisch - folgende Divergenz: in dem älteren Werk sind Raum und Zeit dem epischen Geschehen und seiner Bedeutung untergeordnet, extrem gerafft oder extrem gedehnt. Entfernungen und ihre Überwindung bleiben belanglos, das raum-zeitliche Verhältnis gleichzeitiger Ereignisse an verschiedenen Orten wird dem Hörer kaum greifbar. In dem jüngeren Text erscheint der Raum dagegen als zusammenhängenderes und ausgedehnteres Medium, in dem jedes Objekt seine Örtlichkeit in bestimmter Relation zum anderen einnimmt, was im Prinzip unserem dreidimensionalen Raumkonzept entspricht. Zeit- und Ortsangaben sind genau. "Wolfram blickt bei einer gewissen Distanz immer von oben herab und überblickt dabei mehr... Konrad scheint dichter vor den Ereignissen und fast auf derselben Höhe wie sie zu stehen. Er sieht entsprechend weniger und nur das, was sich direkt vor ihm befindet". Was in der älteren Literatur gleichsam in einzelne Bilder parzelliert erscheint, wird in der jüngeren komplex verschränkt organisiert. Man könnte ähnliche Verschiebungen auch für die Geschichtsschreibung geltend machen.

Analoges geschieht in der bildkünstlerischen Darstellung: die Figuren der romanischen Malerei schweben in der Regel ohne Bezug zum nur angedeuteten Raum flach vor dem Betrachter. Sie sind hintereinander zu "lesen". In der Gotik treten sie wirklich auf den immer detaillierter wiedergegebenen Boden, ordnen sich in eine Landschaft, eine Architektur ein. Allmählich weicht die Darstellung eines Nahraumes der eines Tiefenraumes, weicht flache und distanzierte Zweidimensionalität in die Tiefe führender Dreidimensionalität, die den Eindruck erweckt, betretbar zu sein. Der Einführung der Perspektive in die Malerei muß als mentalitätsgeschichtlichem Indiz große Bedeutung zukommen. Sie vollzieht sich nicht zufällig gerade in der auch sonst besonders fortschrittlichen Welt der norditalienischen Städte (Giotto's "Raumbühne" bzw. "Kastenraum", Brunelleschi's Zentralperspektive). Der Raum wird hier zuerst intuitiv

perspektivisch organisiert, dann in mathematisch-geometrische Koordinaten eingespannt, was ein neues Verhältnis des Betrachters zum Abgebildeten bewirkt: nicht mehr die Bedeutung einer Person bestimmt den Maßstab ihrer Darstellung, sondern das objektive Kriterium ihrer Position im Raum. Wie beim Blick durch ein Fenster öffnet sich nun ein einheitlicher Raum, der wie ein Ausschnitt der realen Welt wirkt. Daß damit eine größere Wirklichkeitsnähe erreicht wird, ist evident und Zug der Zeit, wie er sich auch etwa in der Menschendarstellung (bis hin zum "Verismus" eines Sluter, um 1400) manifestiert oder in der "Realistik" spätmittelalterlicher Dichtung (mehrfach ist versucht worden, bes. etwa für Chaucer, die strukturelle Gleichheit literarischer und architektonischer Kompositionsprinzipien im Zeitalter der Gotik zu erweisen). Es ist eine interessante Beobachtung, daß die diesseitige Welt in den Stundenbüchern des ausgehenden Mittelalters durchgehend perspektivisch geschildert wird, wogegen die Illuminatoren für die jenseitige, namentlich Hölle und Fegefeuer, oft noch den älteren Modus verwenden: in der unterschiedlichen Raumbehandlung scheint sich eine unterschiedliche und zukunftsweisende Bewertung ihres jeweiligen Realitätsgrades zu spiegeln.

Kultmale

Schon Wegkreuzungen hatten, wohl ob ihrer uneindeutigen Gerichtetheit, eine unheimliche Konnotation, weswegen man sie mit Kruzifixen "feite". Bäume und Quellen galten als Sitze von Dämonen und Feen. Man mußte sich durch Opfer die Freundschaft dieser Wesen erwerben, oder sie dem mächtigeren eigenen Gott untertänig machen. Die Landschaft wurde so ganz bewußt im christlichen Sinn geheiligt: dem Christengott unterworfen, indem man sein Symbol, das Kreuz, aufstellte. Schon aus dem Frühmittelalter haben wir Nachrichten, daß etwa bei der Überführung des Missionars und Märtyrers Bonifatius von Dokkum nach Fulda 754 überall, wo der Leichenzug nächtigte, ein Steinkreuz aufgerichtet wurde. Seit dem Spätmittelalter werden viele Landschaft mit religiösen Kleindenkmälern geradezu überzogen, mit Kreuzen, Marterln, Bildstöcken etc. (was im Barock einen zweiten Höhepunkt finden wird). In einer reformatorischen Flugschrift von 1524 wird die Sucht der Katholiken nach Heiligung des Landes durch Kultmale kritisiert: "An allen wegen müssen wir capellen haben, ietzlicher pawr wil ein heilgenheußlen bey seinem weingarten oder acker haben." In der Tat hatte die seit dem 14. Jahrhundert intensive Heiligung der Landschaft dieser ein neues Gesicht mit zahllosen Kapellen, Wegkreuzen, Marterln und anderen Kleindenkmälern beschert. Es wäre denkbar, daß es gerade die in jener Epoche zunehmende Teufelsfucht war, die nach Verstärkung der Gegenkräfte verlangte. Nicht nur Wege über Land, sondern ganz besonders die Brücken über die Gewässer mit ihren Geistern waren durch solche Kultmale zu feien. Nicht umsonst unterstellte man die Brücke einem Heiligen (meist dem Schifferpatron Nikolaus), dessen Statue oder Kapelle seine hilfreiche Präsenz an diesem besonders gefährlichen Ort garantieren sollte.

Es war das Bestreben des Christentums, das unheilige oder gar vorchristlichen Gottheiten, d.h. Dämonen, geweihte Land in sichtbarer Form ihrem Gott zu unterwerfen. Sakrallandschaft: Dies war schon in der Bekehrungszeit v.a. durch Kloster- und Kirchenbauten geschehen; die hochmittelalterliche Binnenkolonisation mit ihren Rodungen fügte ausgedehnte weitere Gebiete in den christlichen Kosmos ein.

Die Bergspitzen versah man schon seit dem Frühmittelalter mit Kreuzen, um diese vornehmliche Wohnstätte der bösen Geister zu heiligen und darüberziehende Gewitterwolken zu bekämpfen. In einem Wallfahrtsführer von 1495 heißt es zu Einsiedeln, man solle "einen hohen Berg hinauf gehen, bei den Kreuzen sollst du auf

die Knie fallen und sollst dein Schicksal Gott und Maria anvertrauen..." .
Wegheiligtümer versprachen die Reisenden zu schützen, wenn sie dort beteten .

Unter den Kleindenkmälern waren im späten Mittelalter zahlreich die Steinkreuze von teilweise beachtlicher Höhe, die in verschiedenen Zusammenhängen den Raum heiligten . Es gab etwa als Wegweiser zu Wallfahrtsorten aufgestellte Kreuze mit Inschriften (z.B. von 1436 für Wilsnack), die den Pilgerweg aus der profanen Umwelt heraushoben. Volksläufige Umbenennungen haben manches verwischt: Das sog. Pestkreuz von 1521 am Ortsausgang von Maria Saal (Kärnten) ist in Wirklichkeit ein kleiner Laubenbau, bei sich die Pilger trafen .

Vielleicht am häufigsten sah man in der Landschaft jene Kreuze, die als Sühne für eine Untat gesetzt wurden . Als man z.B. in Berlin 1324 aus politischen Gründen einen Geistlichen ermordet hatte, erfolgte die Sühnevereinbarung u.a. unter der Bedingung, daß ein steinernes Kreuz "uppe de Stede, da he gedodet ward", aufgestellt werde . Es wurde so der durch die Bluttat - hier eine Verbrennung - entweichte Boden entsühnt. In der Regel sollten diese Mahnmale v.a. der Seele des plötzlich umgekommen Opfers helfen, So ein Kreuz konnte der Kristallisationspunkt für eine Intensivierung der Heiligung des Ortes werden: Wo 1225 den Kölner Erzbischof Engelbert I. seine Verwandten erschlagen hatten, "wurde zuerst ein Kreuz gesetzt, dann eine Kapelle errichtet und einige Jahre danach ein Cistercienserinnenkloster" .

Wenigstens seit dem 12. Jahrhundert war es üblich, feierlich geweihte Wetter- bzw. Hagelkreuze auf die Felder und Hügel zu stellen, um die Saaten gegen alle Schäden zu schützen . Dabei war die Orientierung der Kreuze nicht zufällig; man richtete sie auf den Weg oder die nächste Kirche aus .

Ein intensiver, wenn ich recht sehe, bislang in seinen Gründen noch nicht erforschter Schub der Sakralisierung der Landschaft ist im 14. und 15. Jahrhundert zu verzeichnen: allenthalben werden steinerne Bildstöcke errichtet, die, worauf der Name Marterln verweist, v.a. Kreuzigungs- bzw. Passionsdarstellungen tragen. Sie entstanden aufgrund eines Gelübdes, zur Sühne einer Untat, an der Stelle eines gewaltsamen Todesfalls... Auch als Stationen eines Pilgerwegs luden sie zur Andacht in der freien Natur ein, die sich somit als völlig der christlichen Religion unterworfen zeigte. Manche dieser Gedächtnismale wie die sog. Spinnerin am Kreuz in Wien und Wiener Neustadt wurden in der Spätgotik zu an große Sakramentshäuschen erinnernde architektonische Konstruktionen mit zahlreichen Figuren bzw. Reliefs ausgebaut . Der großformatige Holzschnitt Michael Wolgemuts in der Schedelsche Weltchronik von 1493, Blatt C, zeigt sowohl einen einfachen Kalvarienberg mit den drei Kreuzen und den Leidenswerkzeugen als auch eine Steinsäule mit Kreuzigungsgruppe vor der Stadtmauer Nürnbergs, ein authentisches Beispiel für die oben beschriebene Sakrallandschaft.

Nicht nur durch sichtbare Zeichen wurde der Raum geheiligt, sondern auch durch akustische. So weit der Schall der Glocken reichte, so weit sollten auch alle feindlichen Mächte verbannt sein und das Wort Gottes reichen: "Der schal bezeichent die sterkin dez gotis wortis vnde die stetikeit." Seit etwa 1300 war das Angelusläuten üblich, seit etwa 1400 das Morgen- und Freitagsgeläute als Zeichen zunehmender Präsenz christlicher Frömmigkeit auch im akustischen Raum.

Man konnte die Heiligkeit eines Ortes auch "mitnehmen", wie Reliquien an andere Stelle transferieren: so soll etwa der Boden des Campo Santo Monumentale, des seit 1277 erbauten Friedhofs von Pisa, viel Erde aus dem Heiligen Land enthalten.

Und warum nicht gleich auch das Haus der Jungfrau selbst von Nazareth nach Europa versetzen, wie es Engel im Jahre 1294 taten, worauf eine blühende Marienwallfahrt entstand (Loreto in Mittelitalien) .

Die angesprochene Orientierung nach der Intensität von Heiligkeit gilt ebenso global: Auf mittelalterlichen Landkarten liegt Jerusalem gemäß Ez 5,5 im Zentrum der Welt. Deshalb wurde es Ort der Erlösung, damit die Kunde vom Heil allen Völkern bekannt werden konnte. Auf diese Stadt hin sind alle Itinerarien ausgerichtet. In typologischer Analogie steht auch in der Kirche der Kreuzaltar, der auf den Golgothafelsen verweist, in der Mitte des Bauwerks, das das Himmlische Jerusalem nachbildet . Das berühmteste Reisebuch des späten Mittelalters, Mandevilles Reisen, schildert die Welt in konzentrischen Kreisen: in der Mitte die Christenheit, noch relativ nahe die Orthodoxie in Griechenland, weiter weg die Muslime, danach die Götzenanbeter in Asien und schließlich, am Rande der Welt, die Monstren . Ähnlich sind die erwähnten Weltkarten aufgebaut . Gut und heilig ist das Zentrum. Wesen des Zentrums ist es zu ruhen. Gut und heilig ist die Ruhe im Raum, um den Aufstieg der Seele zu ermöglichen, nicht die Bewegung: darum gelobten die Benediktiner die *stabilitas loci* (Verbleiben in einem Kloster) , verboten die Zisterzienser ihren Mönchen Pilgerfahrten, predigten Geistliche gegen die *mobilitas*, körperliche und soziale Beweglichkeit, und priesen Minnesänger die *staete*, Unwandelbarkeit. Daß die große religiöse Erneuerungsbewegung im 11. Jahrhundert von Wanderpredigern ausgelöst wurde und die nicht mehr ortsfesten Bettelorden hervorbrachte, erweist, wie sich dieses Ideal noch im Mittelalter selbst überholte.

3. Raumempfinden war, wie auch fast alles andere im Leben, durch standes- und geschlechtsspezifische Schwerpunkte gekennzeichnet. Die Bezeichnungen "princeps" (vgl. "primus" = der Erste) und "Fürst" (substantivierter Superlativ von "furi" = vor) und "dux" (vgl. "ducere" = ziehen) und "Herzog" (der das Heer nach sich zieht) meinen ursprünglich den Inhaber der vordersten Stelle im Raum. Wo sich in Gesellschaft jemand in Bezug zum höchstrangigen Anwesenden niederlassen oder bewegen durfte, verriet als sicheres Indiz seine soziale Geltung . "nu sihestu wie er stât, / wie rehte hêrlîche er vor den recken gât / alsam der liehte mâne [Mond] vor den sternen tuot?" begeistert sich Kriemhild im Nibelungenlied angesichts ihres Mannes, und mit Brünhilde kommt es zum Eklat mit dem bekannten mörderischen Ausgang, denn: "ja sol vor küniges wîbe niht eigendiû gegân" , vor der Gemahlin eines Königs darf keine Leibeigene gehen. Das nach Berufen aufgeteilte Weichbild der spätmittelalterlichen Stadt steht im Gegensatz zu der Durchmischung moderner Städte. Auch hier walteten Hierarchien: Prostituierte etwa durften ihrer Arbeit nur außerhalb der Zentren und speziell der der Kirche gehörigen Bereiche nachgehen .

Raumerfahrung ist aber auch geschlechtsspezifisch geprägt: Frauen beschreiben in venezianischen Rechtsquellen des Spätmittelalters Räume eher von ihrem primären Aufenthaltsort aus, dem Inneren des Hauses, Männer eher vom portegio aus, der Hauptöffnung des venezianischen Hauses . Im Kirchengebäude oder bei der Predigt vor ihm war Frauen die schlechtere Seite zugeordnet, also die linke, nördliche, die Nachtseite.

Daß Räume auch ganz verschiedene Rechtsqualität an sich haben können, ist uns zwar nicht ganz unbekannt (Hausrecht), war jedoch im Mittelalter ungleich deutlicher. Wenn man in einer mittelalterlichen Stadt zu tun hatte, gelangte man in verschiedene Rechtsbezirke: schon im Vorland, dann jedenfalls hinter den Stadtmauern galt das jeweilige Stadtrecht; betrat man eine Kirche oder Universität, galt ein anderes Recht; auf dem Markt hatte Marktrecht Gültigkeit usw. Die Domkirche, die Wohngebäude des Bischofs und der Kanoniker wie die ihrer

Hintersassen bildeten einen eigenen, Mundat genannten Immunitätsbezirk, in dem die städtische Exekutive nicht agieren durfte. Das eigene Haus unterstand nur dem autokratischen Recht des Hausherrn, dessen "Muntgewalt" sich auf alle erstreckte, die sich in ihm befanden. Das Haus war ein Sonderrechtsbezirk, eine Freie, dessen Friede mit der Traufe begann. Dort endete die Gewalt des Dorfherrn; die Schwelle durfte nicht einmal in der landrechtlichen Fehde überschritten werden, wenn sie rechtmäßige Gewalt bleiben wollte.

Seit dem 14. Jahrhundert zeigt sich, wenigstens in Italien, daß Räume immer mehr in Bezug auf den öffentlichen Raum bzw. die architektonischen Repräsentanten der Staates beschrieben werden, als aus der unmittelbaren Perspektive des eigenen Hauses. Als zu diesem Zeichen für das Vordringen von Staatlichkeit gegenläufig, Indiz des Individualismus der Renaissance, ist das Entstehen eines Privattraums für den Einzelnen anzusehen: der Studiolo im Haus des Gelehrten, die Privatkapellen in den Kirchen und die Einzelzellen in Klöstern auch der Orden, deren Regel einen gemeinsamen Schlafraum vorschrieb.

Zwettl : Maulbronn

Intensiver wurde die Heiligung des Raumes noch, wenn man einen Kultbau, eine Kapelle, eine Kirche errichtete. Er war im Mittelalter fast immer durch Mauern umfriedet (davon: Friedhof), also als heiliger Raum aus dem normalen ausgegrenzt, wie der antike Tempel. "Gott aber wird, die draußen sind, richten" (1 Cor 5,13). Die Außenwand des Sakralbaus trennte Heiliges von Profanem: oft ist sie mit den Gestalten von Dämonen und Monstern besetzt, die, gebannt in Stein, apotropäisch ihre lebenden Artgenossen verscheuchen sollen.

Diesen gefährlichen Raum suchte der Einsiedler auf, wenn er in der Wildnis nach dem Vorbild der Wüstenväter mit den Dämonen kämpfen wollte, um sich selbst zu heiligen, wenn er Buße tun wollte, um der Hölle zu entgehen. Doch konnte die Wanderung in das unland auch die Entfremdung von anderen oder sich selbst symbolisieren. Bezeichnend für das mittelalterliche Denken ist es, daß die seelische Abwendung von den Menschen mit einer gleichzeitigen räumlichen Entfernung verbunden war. Das bekannteste Beispiel ist der Ritter Iwein, der, als er schuldhaft die Gunst seiner Gemahlin Laudine verloren hat, von ihrer Botin vor dem Artushof gedemütigt wird.

Chrétien:

Er hätte ganz allein fliehen wollen,
in ein so wüstes Land,
daß man ihn nicht zu suchen wüßte...
als ob er im Höllenabgrund wäre...

Und er geht weit von den Zelten und Hütten weg.

Da steigt in seinem Kopf eine so große Verwirrung auf,
daß er wahnsinnig wird.

Auch uns ist eine Gefühlsreaktion nicht unbekannt, die sich mit dem Betreten eines Kirchenraums verbindet; im Mittelalter scheint sie teilweise intensiver, andererseits aber auch alltäglicher gewesen zu sein als heute. Intensiver aufgrund der sich durch die Reliquien so oft ereignenden Wunder oder die auf die Hostie konzentrierte Schaudevotion, alltäglicher, da die Kirche in praxi auch Ort von kommerziellen und juristischen Vorgängen war.

Vielfältig waren die symbolischen Deutungen des Sakralbaus . Der karolingerzeitliche Theologe Alkuin dichtete für ein Kirchenportal: "Wer diese Pforte durchschreitet, der dringt in den Himmel ein" , und es gibt nicht wenige weitere Belege, die die Durchdringung von Sakralraum und Himmel bezeugen. Für die Öffnung des Kirchenraumes nach dem Himmel wurde bereits bei der Gründung des Baues Sorge getragen. Die Grundsteine mußten in gewachsenen Boden gesetzt werden, eine direkt aus dem göttlichen Schöpfungsakt herkommende Erdschicht, die von Menschenhand noch nicht berührt war. Das "super petram" (auf Fels) errichtete Gebäude wurde zum Gleichnis für die auf dem Apostel Petrus gegründete Kirche; die Teilnehmer am Gottesdienst durften "Sitz nehmen in der Himmelswelt" . Bischof Bernward von Hildesheim ließ 1010 die Grundsteine seiner Michaelskirche mit den Namen der sie "tragenden" Altväter und Heiligen beschriften: aufgefunden wurden die mit Benjamin, Jeremias, Matthäus bezeichneten . Die Bindung des Gotteshauses an die Gnadenwelt des architektonisch-räumlich aufgefaßten Himmels fand einen sehr anschaulichen Ausdruck in der Orientierung, der Ausrichtung der Hauptachse des Kirchengebäudes nach den Himmelsrichtungen. Der auf der Erde errichtete Kultbau gewährte wie schon im Judentum so auch im frühen Christentum dem Himmelsherrn einen weihevollen Empfang, da sich seine Pforten nach Osten öffneten: "Die Majestät des Herrn betrat den Tempel durch den nach Osten blickenden Eingang" (Ez 43,1). Christus, symbolisiert durch die im Osten aufgehende Sonne, wird von dort in der Parousie wiederkehren (Mt 24, 27).

In ganz überwiegender Mehrzahl sind die mittelalterlichen Kirchen Längsbauten. Sie erscheinen für die Gläubigen als Ort einer psychischen Bewegung, die von der Angst zur Seligkeit, von der Sünde zur Gnade, von der Not zur Fülle führt. Der Thronsaal Gottes befreit die Menschen von Sündenlast und Trauer, wie Hymnen versprechen . Besonders im Durchschreiten des Langhauses von Westen nach Osten zum Hochaltar hin und im Abstieg in die Krypta unter ihm zu den Gebeinen der Heiligen konnte die abgestufte Sakralität des Raumes konkret und körperlich erfahren werden. Auch die Hierarchisierung des Kirchenbaus spiegelt diese Raumauffassung: das Sanktuarium, wo der Priester zelebriert, ist heiliger als der Chor, in dem die Mönche beten, und beide heiliger als das den Laien oder Laienbrüdern zugeordnete Hauptschiff. Deshalb unterteilten Chorschranken, und seit der Romanik bis zum Barock eine Tribüne, der Lettner, fast alle Kirchen in zwei Bereiche für Geweihte und Ungeweihte. Erst die umfassenden Hallenkirchen der Spätgotik werden wieder, wie man sie interpretiert hat, eine "demokratische" Note zum Ausdruck bringen .

Heiligung des irdischen Raumes

Landschaft : Natürliche Orte

Wohl alle Religionen kennen das Phänomen, daß ihnen bestimmte Punkte in der Landschaft als Stätten von besonderer Heiligkeit gelten . Es ist kaum abweisbar, daß auch im vorchristlichen Europa auffällige Landschaftsformationen bevorzugt als Wohnstätten größerer und kleinerer Gottheiten erschienen, wie nicht zuletzt entsprechende Toponyme wahrscheinlich machen (Wodansberge). Sie erinnern an eine Manifestation des Numen.

Dazu zählen auch verwunschene Plätze, sog. Unstätten . Die christliche Theologie hat sie zu von biblischen Dämonen bewohnten Orten erklärt, so noch Luther: die Geister "kriechen ynn die sumpffe und tuempel, das sie die leut erseuffen und das genick brechen, Und sind gerne an wusten orten und winckeln." Berthold

von Regensburg wollte, daß man die Leiche eines Habgierigen "an daz wilde mos [Moor, Moos]" schleife, denn "der lip ist des tiuvels als ouch diu sêle." Auch das Gebirge galt als Wohnort von Unholden, Riesen und Zwergen sowie Drachen .

Besonders deutlich wird das Bestreben, den von Dämonen behausten Ort durch die Kraft der christlichen Zeichen zu lustrieren, einen gefeierten Raum aus der unheiligen und unheimlichen Umwelt auszusondern, in Berichten über die Ostkolonisation. So ließ Bischof Otto von Bamberg bei den Pommern überall, wo einst Götzenbilder gestanden hatten, aber auch auf öffentlichen Wegen, Kruzifixe anbringen . Bei der Neugründung eines Dorfes wurde nach dem Benediktionale von Lübeck (1486) ein geweihtes Kreuz vom Priester in feierlichem Zug um die Siedlung getragen, um dann auf ein großes Kreuz in ihrer Mitte gesteckt zu werden. Solch ein Heiligungsritus war primär lustrativ, da dabei "jeder Schatten Satans" vertrieben wurde und "am Ort nichts Ungeheuerliches (fantasticum)" mehr Gewalt haben sollte. Er war jedoch ebenso typologisch zu deuten, hatte der Priester doch nicht nur den heiligen Mittelpunkt durch das zentrale Symbol des Christentums zu markieren, sondern las dabei auch aus der Bergpredigt (Mt 5, 13-16) den Preis der guten Werke vor . Die Bewohner der irdischen Stadt sollten also zu Bewohner der Gottesstadt im Himmel werden.

Hätte sich das Christentum an die Vorgabe seines Stifters gehalten, wie sie aus Joh. 4, 20 ff. erhellt, würde es eine lokale Heiligkeit nicht kennen. Wieviele heilige Berge gibt es aber nicht in dieser Religion! Monte Cassino, Monte Gargano, Mont Saint Michel, Andechs, Heiligenberg... In der Regel erfolgt hier die Sakralisierung durch eine (Kloster-) Kirche oder Kapelle, z.B. beim Heiligenberg bei Heidelberg, wo ein Michaelsheligtum über dem antiken Merkurtempel steht . Sicher öfter als quellenmäßig exakt zu belegen, waren die als Repräsentanten der christlichen Religion ausgesuchten Plätze heilig schon in früherer Zeit gewesen. Z.B. wurde das Kloster Deutz bei Köln über dem antiken Legionslager errichtet, dessen "fanum" offenbar die "Stätte des Teufels" war, über der Heribert von Köln im Jahre 1000 die "Zier Gottes" erbauen ließ . Der im späten 12. Jahrhundert schreibende Verfasser des Lebens des Bischofs Altmann von Passau berichtet, daß man immer noch in Göttweig dort "idola" des Kriegsgottes "Wich" oder Mars fände, wo seit 1083 das Kloster stehe .

Als der Paderborner Bischof Heinrich von Werl (1084-1127) von einer Pilgerreise nach dem Heiligen Land zurückkehrte, ließ er die Sandsteingruppe der Externsteine im Teutoburger Wald zu einem neuen Jerusalem umarbeiten, indem er die Anlage des Heiligen Grabes mit Kreuzauffindungskapelle und Felsengrab nachbilden ließ; außen wurde ein monumentales Relief der Kreuzabnahme angebracht, Deutschlands älteste Großplastik . Wiewohl die eindrucksvolle Sandsteingruppe seit 1093 ein Reklusorium des Abdinghofer Klosters war, ist es möglich, daß dadurch auch eine frühere heidnische Kultstätte endgültig christianisiert werden sollte; der ikonographisch ungewöhnliche zweisproßige Baum, der bei der Kreuzabnahme niedergetreten wird, ist vielleicht als Symbol des unterworfenen Heidentums zu deuten.

Aber abgesehen von solchen speziellen Zusammenhängen vervielfachten sich die Heiligen Gräber seit dem 12. Jahrhundert; sie dienten zur Osterzeit der feierlichen Bestattung und Auferstehung, gespielt mit lebensgroßen Christuspuppen bzw. -plastiken . Erhaltene Beispiele finden sich etwa in Eichstätt, Heiligkreuzkirche (M. 12. Jh.), im Magdeburger Dom (um 1240), im Konstanzer Münster (Neubau E. 13. Jh.). Eine Besonderheit des Christentums ist die Übertragung des durch die Anwesenheit des Religionsstifters geheiligten Raumes aus dem Orient in den Westen in Form des

Heiligen Grabes und der Stätten seiner Passion. Seit dem 9. Jahrhundert wurden in Westeuropa immer wieder Kopien des Grabes Christi zu Jerusalem nachgebaut , wobei die Grundstrukturen und -maße nur selektiv übernommen wurden; zumeist handelt es sich um Zentralbauten . Auch kleine Heiliggräber innerhalb von Kirchen wurden errichtet. Wichtiger als formale Übereinstimmung war allerdings die entsprechende Weihe und die Deponierung einer Reliquie. Schon der Paderborner Bischof Meinwerk (1009/36) hatte 1033 einen Abt nach Jerusalem geschickt, um zu die genauen Maße von Heiligem Grab und Grabeskirche als Vorbild für seine Neugründung Busdorf zu bekommen, wie er auch die römische Peterskirche im Abdinghofkloster imitierte . Im Spätmittelalter skulptierte man Heilige Gräber auch noch realistischer in den Fels hinein wie u.a. in Bamberg, wo das Heilige Loch als mehrkammerige Anlage mit Kreuzigung, Gottvater, Grab, Weltgericht gestaltet wurde .

Ebenso vermochte man am Ende des Mittelalters den ganzen Kreuzweg , den die Wallfahrer in Jerusalem abzuschreiten pflegten, auch in der Heimat zu absolvieren. Der Stationenweg mit Bildstöcken und Kapellen ist eine haptische Meditationshilfe, die den körperlichen Nachvollzug der Via Crucis in der (von Pilgern ausgemessenen) "wahren Länge" erlaubt. Da die Franziskaner das Original in Jerusalem betreuten, waren vorrangig sie an der Errichtung solcher Anlagen beteiligt . In Lübeck konnte man ab 1468 den "Jerusalemberg" besteigen; in der Nürnberger Anlage (1505/08) wurde man zu den sieben Fußfällen des Heilands angeleitet .

Auch verwunschene Orte konnten durch die Anlage eines heiligen christlichen Raumes gezähmt werden. So errichtete Bischof Godehard von Hildesheim (1022/38) eine Kirche in einem Sumpfgelände, das das "dumme Volk (bruta plebs)" wegen schrecklicher Erscheinungen fürchtete .

Inwieweit es auch im häretischen Bereich heilige Orte gab, ist schwierig zu beurteilen. Von Kultstätten unter der Erde berichten nur die gegnerischen Quellen ; ob erhaltene Höhlen sogar als Rückzugsorte paganer Kulte gedient haben , ist doch sehr fraglich. Erdställe

Hexentanzplätze à la Brocken/Blocksberg. Der "brockesberg" jedenfalls wird bereits in einem Beichtbuch aus dem späten 14. Jahrhundert als Ort der Hexenversammlungen genannt . benevent, nußbaum

Es war das Bestreben des Christentums, das unheilige oder gar vorchristlichen Gottheiten, d.h. Dämonen, geweihte Land in sichtbarer Form ihrem Gott zu unterwerfen. Sakrallandschaft: Dies war schon in der Bekehrungszeit v.a. durch Kloster- und Kirchenbauten geschehen; die hochmittelalterliche Binnenkolonisation mit ihren Rodungen fügte ausgedehnte weitere Gebiete in den christlichen Kosmos ein.

Die Bergspitzen versah man schon seit dem Frühmittelalter mit Kreuzen, um diese vornehmliche Wohnstätte der bösen Geister zu heiligen und darüberziehende Gewitterwolken zu bekämpfen. In einem Wallfahrtsführer von 1495 heißt es zu Einsiedeln, man solle "einen hohen Berg hinauf gehen, bei den Kreuzen sollst du auf

die Knie fallen und sollst dein Schicksal Gott und Maria anvertrauen..." .
Wegheiligtümer versprachen die Reisenden zu schützen, wenn sie dort beteten .

Unter den Kleindenkmälern waren im späten Mittelalter zahlreich die Steinkreuze von teilweise beachtlicher Höhe, die in verschiedenen Zusammenhängen den Raum heiligten . Es gab etwa als Wegweiser zu Wallfahrtsorten aufgestellte Kreuze mit Inschriften (z.B. von 1436 für Wilsnack), die den Pilgerweg aus der profanen Umwelt heraushoben. Volksläufige Umbenennungen haben manches verwischt: Das sog. Pestkreuz von 1521 am Ortsausgang von Maria Saal (Kärnten) ist in Wirklichkeit ein kleiner Laubenbau, bei sich die Pilger trafen .

Raumstruktur von Kultbauten

Die Heiligkeit eines katholischen Bauwerks wird ihm zunächst durch seine vom Bischof vollzogene liturgische Weihe vermittelt . Bei der Kirche gehört dazu nicht nur die zentrale Altarweihe, sondern auch das Einschreiben des lateinischen und griechischen Alphabetes, Symbol des Allumfassenden, in Kreuzform und die Salbung von zwölf Wandstellen in Erinnerung an die zwölf Apostel (danach als gemalte Apostelkreuze verfestigt). B Hofgastein

Genauso evoziert aber auch die typologische Korrespondenz mit dem Himmlischen Jerusalem die Heiligkeit des irdischen Kirchenbaus, was sich in Grundriß und Einzelgliederung manifestieren konnte . Schließlich konnte sie auf verschiedene Weisen von der Heiligkeit einer älteren Kultstätte gespeist werden: Die dem Deutschen Orden gehörende Marburger Elisabethkirche z.B. kopiert bis in die Maße hinein den Grundriß der Geburtskirche zu Betlehem und orientiert sich im Aufriß an der Trierer Palastaula Kaiser Konstantins. Damit ist einerseits - der Aspekt des als Bauträger auftretenden Ritterordens - die Verbindung zum Heiligen Land in der Form einer Wiederholung des dortigen heiligen Baus gegeben, und andererseits der Bezug zum ersten christlichen Herrscher des Heiligen Römischen Reiches .

Sowohl bei der Grundsteinlegung als auch bei der Weihe des fertigen Baues diente eine Konzentration von kirchlichen und außerkirchlichen Riten dazu, diesen Bereich von der profanen Umwelt als heilig auszugrenzen. Nach dem in Mainz entstandenen sog. römisch-deutschen Pontifikale aus der Mitte des 10. Jahrhunderts sollte der Bischof an der Stelle des künftigen Altars ein Kreuz aufrichten, das Baugelände mit Weihwasser besprengen und sein Segensgebet sprechen . Das (wegen seiner Beschläge Eisenbuch genannte) Wiener Stadtbuch meldet über die Grundsteinlegung des Nordturms des Stephansdoms 1450: "und alle briesterschaft zu sant Stephan mit dem heiligtum [Reliquien] in einer process gegangen aus der kirchen ab in die gruntfest tes turns... und der vorgeannt her Simon, brobst, mitsambt im die egenannten prelaten habent da gelegt die ersten stain des turns und ihr opher darauf getan in dem nomen des allmechtigen gots."

Immer wieder feierte man einen Bau mit einem Bauopfer. Dazu wurden aber nicht nur offiziell wie hier Geld, Blumen, Kreuze u.a. eingemauert, sondern auch mit stillschweigendem Wissen oder Unwissen der Geistlichen Lebewesen, i.d.R. kleine Tiere . Der einzige historisch nachweisbare Fall eines Menschenopfers scheint der von 1463 zu sein, als eine Bettlerin bei der Reparatur eines Nogatdammes im Weichselgebiet in die Lücke geworfen wurde; doch kommt das Motiv oft und oft in Sagen vor, die zumindest teilweise auf Geschehnissen beruhen müssen .

Nicht nur ein Gebäude, auch eine ganze Stadt konnte in Referenz auf das Himmlische Jerusalem Sakralität annehmen . Die mittelalterlichen Palmsonntagsprozessionen spielten das "illud tempus" des Einzugs Christi nach

Jerusalem nach, wobei der jeweilige Ort hic et nunc zur Stadt des Heiligen Landes wurde. In Görlitz endete diese Prozession im 14. Jahrhundert außerhalb der Siedlung in einem Garten, der Gethsemane hieß. Im Zuge der Aufführung des Frankfurter Passionsspiels wurden die Kreuze entweder auf dem Richthügel oder jenseits des Mains auf dem Sachsenhäuser Berg aufgestellt, der somit zu Golgotha wurde. Der gefangene Jesus wurde durch die ganze Stadt dorthin geschleift, im "Versuch, die eigne Stadt symbolisch mit Jerusalem zu identifizieren, ja sie in ein Jerusalem zu transformieren, sie zu heiligen."

Die Heiligkeit des Raumes schloß das Eindringen des Unreinen eigentlich aus - so in der Idealisierung der Legende. In der der Sünderheiligen Maria Aegyptiaca heißt es, daß es dieser Nymphomanin unmöglich war, am Feste der Kreuzerhöhung den Tempel bzw. das Münster durch die offene Tür zu betreten: die göttliche Reinheit widersteht dem Sündenschmutz (was Maria zur Umkehr motiviert). Aber auch Theologen, wie die Verfasser des Hexenhammers, waren der Meinung, die bösen Geister und ihre Adeptinnen könnten "in locis sacris" sich nicht der Buhlschaft hingeben. Analoges gilt für das Phantasieheiligtum der ritterlichen Welt schlechthin, die Gralsburg: das Erste, was Parzival hört, als er sich ihr unwissentlich nähert, ist:

"Munsalvaesche ist niht gewent
daz iemen ir sô nâhe rite..."

In einer Berthold von Regensburg zugeschriebenen Predigt heißt es: "hiütet ewch, das ir an heiligen steten ichtt sundet: das ist in kirchen, in vreithöfen und was mit weiche begriffen ist [geweihte Stätten]. das sind heilige stete, und da sullt ir ew vor hutten vor sunden..." Dort die Gottesgebote zu brechen, lernte man aus Beichtspiegeln, erhöht die Schwere der Sünde. Auch das weltliche Recht erkannte bei Diebstahl aus geheiligten Räumen bzw. bei geweihten Gegenständen auf schärfere Sanktionen bis zur Ketzerstrafe der Verbrennung.

Namentlich das Asylrecht manifestierte, daß an einer genau bezeichneten Stelle die Sphäre und Macht der Welt endete und die des Heiligen begann. Denn es war in der Vorstellung natürlich der entsprechende Heilige, der als Patron sein eigenes Rechtsterritorium, eine "Freiung", beanspruchte, in die die profane Gerichtsbarkeit nicht eingreifen konnte. Am Wiener Stephansdom etwa gab es eiserne Griffe, deren Berührung den Flüchtling sicherte, in Graz mußte man einen bestimmten Stein berühren, um in das Asyl des Deutschen Ritterordens aufgenommen zu werden usw. In der Praxis ließ aber das geistliche Asyl, das Kirchen und Klöster auch im späten Mittelalter noch gewährten, oft gerade den Verbrecher ein und die Verfolger draußen, nach dem Grundsatz: "Mein ist die Rache, spricht der Herr" (Deut 32, 35). Denn diese sakrale Sphäre wurde hartnäckig gegen die weltliche Obrigkeit, die solche Schlupflöcher in ihrem Zugriffsbereich natürlich nicht hinnehmen wollte, verteidigt. Als die Regensburger Ratsknechte 1321 in die bischöfliche Freiung eindringen, um einen Mörder zu ergreifen, führte diese Verletzung des "ius asyli" zu einem Prozeß des Ordinarius gegen die Reichsstadt, die schließlich nachgeben mußte, da das über sie verhängte Interdikt den Handel zum Erliegen brachte.

Auf anderer Ebene warnten zahlreiche Legenden vor der ungebilligten Berührung des heiligen Raumes. Geschlechtsverkehr in der Kirche wird von Gott mit Vaginismus bestraft. Häufig werden Tiere, die zu geheiligten Orten vordringen, vom Himmel gezüchtigt. So erzählt etwa Anselm von Lüttich in der Mitte des 11. Jahrhunderts von einer bestimmten Kirche, daß ein Fohlen, das sich an ihrer Wand gerieben hatte, sogleich in Raserei verfiel und bald verendete.

Kirchen

Die Kommunion mit dem Heiligen bedurfte nach der absolut vorherrschenden Sicht gelehrter und ungelehrter Christen eines aus der alltäglichen Welt abgegrenzten und geweihten Bereichs. Wie in den meisten andere Religionen unterscheidet man auch im Christentum scharf zwischen dem heiligen und dem profanen Raum, mögen diese in mancher Hinsicht auch noch so verflochten sein. In der Kirche, "da enczimet niht inne zu tuen, wan heiligiu werch", da darf es nur heilige Werke geben. Im Mittelalter war dieser Bereich konkret durch jene Mauern abgesteckt, die den kirchlichen Immunitätsbezirk umgaben (Muntat).

Die Heiligkeit der Kirche ("kirch", "gotzhûs"), genauer des Kirchenraums (genauso wie die anderer Sakralbauten, der Friedhöfe usw.), beruhte kirchenrechtlich nur auf ihrer Weihe mit Weihwasser, Salböl, heiligen Buchstaben und Licht; sie manifestierte sich aber in den Formen. Zwar sind heute die Interpretationen von Simsons, Sedlmayrs und Panofskys nicht mehr unumstritten, die primär für die gotischen Kathedralen entwickelt wurden, aber doch für jede mittelalterliche Kirche Prinzipielles bieten. Generell dürfte das Verständnis des Sakralbaus als in typologischer Beziehung zum Himmlischen Jerusalem stehend zutreffen, und auch die Deutung des im Mittelalter fraglos dominierenden Bautypus, der Kirche mit Langhaus, als "via sacra", heiliger Weg der Buße hin zu dem im Chor geborgenen Sanctissimum, dem Verständnis der Zeit entsprechen.

Zwar ist es i.d.R. nicht der Grund- und Aufbau, der dieses Verhältnis widerspiegelt, sondern eine Fülle von Details. Im Kölner Dom und anderswo sind die Hauptstützen mit Plastiken der Apostel versehen, da diese Gläubigen das Heilsgebäude tragen (Rom 8, 35 ff.; Apc 3, 12). Die Heiligen des Himmlischen Jerusalem konnte man noch präsenter im irdischen machen, wenn man ihre Reliquien in die Säulen einließ wie im Magdeburger Dom. Der Bautypus der gotischen Capella vitrea, in der die Außenwände vollkommen von zwischen dünnen Gestäben ausgespannte Glasscheiben ersetzt sind, konnte wohl das Funkeln und Leuchten des Himmlischen Jerusalem am eindrucksvollsten wiedergeben. Im Gefolge der Pariser Sainte Chapelle entstanden in Deutschland etwa das Aachener "Glashaus" oder der Chor von St. Reinoldi in Dortmund, in deren diaphanen Räumen man sich in eine andere Welt versetzt fühlt. Früher zeigten die Radleuchter wie z.B. der auf der Großkomburg (Baden-Württemberg, um 1135) den Kirchenbesuchern durch Form und Inschriften die Gottesstadt ebenso wie durch ihre Funktion als Träger irdisch-überirdischen Lichtes an.

Auch das Heilige Land und irdische Jerusalem versuchte man zu vergegenwärtigen: Der Kölner Dom sollte in seiner Vierung ersteres evozieren: drinnen waren die Drei Weisen in ihren Gebeinen anwesend, und draußen auf dem Dach leuchtete der Stern. Der Münchener Frauenkirche wurden ihre berühmten Zwiebelhelme zwar erst 1525 aufgesetzt, waren aber schon etwa 50 Jahre zuvor so geplant, u.zw. als Zitat aus einer Darstellung des Felsendomes in Jerusalem, wodurch die bayerische Kirche auf jene des Heiligen Landes verweisen sollte, welche wiederum auf das himmlische Jerusalem der Apokalypse deutete. Auch durch ein entsprechendes Siegelbild konnte sich eine Stadt Jerusalem angleichen, wie Dortmund seit dem 14. Jahrhundert.

Nicht wenige Kirchen sind erhalten, deren Gewölbe noch mittelalterliche Bemalung - goldene bzw. gelbe Sterne auf blauem oder weißen Grund - tragen, womit die Bedeutung des Baus als Himmelsraum augenfällig war (z.B. Neckarsulm und Alpirsbach in Baden-Württemberg; Marienkapelle der Abtei St. Peter, Salzburg).

Durch die Kombination mit vegetabler Ornamentik konnte zusätzlich das Paradies assoziiert werden (Neckartailfingen, Baden-Württemberg, E. 13. Jh.). Ganz unübersehbar ist eine solche Symbolik in der Hl.-Kreuzkapelle der Burg Karlstein bei Prag: um 1357 ließ Kaiser Karl IV. das Gewölbe dicht mit in Gold funkelnden Glassternen überziehen, eine goldene Sonne und einen silbernen Mond anbringen. Ob er damit den christlichen Kaiser Heraklius imitieren wollte oder nicht, er hatte auf diese Weise das (in der Kosmologie durchaus als fest gedachte) Himmelsgewölbe in seinen Kultraum eingefügt.

Am Ausgang der Gotik ist noch ein weiteres Phänomen zu konstatieren: das sog. Astwerk, - Nonnberg - das Streben und Baldachine des Sakralraumes verformt und "zu einem zauberhaften Garten" verwandelt, kann nicht nur als Versuch bildhauerischer Virtuosität gesehen werden, sondern auch als Versuch der Darstellung des Paradiesesgartens. Manche Erbauer schon romanischer Kirchen mögen diesen Gedanken gehabt haben, als sie so zahlreiche Kapitelle in Pflanzenform in Auftrag gaben.

Das Portal trennte die profane Außenwelt von der sakralen Innenwelt und war deshalb entsprechend mit Symbolen und Bauplastik gekennzeichnet, die einen religiösen Appell an die Außenstehenden vermitteln sollten. Besonders häufig in der Romanik ist im Tympanon Christus abgebildet, der (wie z.B. am romanischen Gurker Dom) ein aufgeschlagenes Buch mit dem Bibelzitat "Ich bin der Weg" hält oder den eine Aufschrift desselben Inhalts umgibt (z.B. Westportal von St. Peter zu Salzburg).

Auch der Innenraum der Kirchen war in Zonen unterschiedlicher religiöser Dignität geteilt. Eine Analyse der testamentarisch gewünschten Begräbnisplätze zeigt, daß im Spätmittelalter der Chor und dort wieder zuerst ein Platz in der Nähe der Eucharistie als heiligster Ort galt, dann einer bei einem Marienaltar und schließlich bei einem Heiligenaltar oder -bild. Sowohl Architektur (mehr oder weniger komplizierte Gewölbeformen, unterschiedliche Bodenniveaus) als auch Ausstattung (Bauplastik, Farbfassung) machten diese Zonen "lesbar". Das konnte auch der ungebildete Gläubige unbewußt erfassen. Der Gebildete wußte dazu, daß das Langhaus die Ecclesia militans verkörperte und der Chor die Ecclesia triumphans oder daß ein schräg angesetzter Chor (wie in Maria am Gestade in Wien) das im Tode zur Seite gefallene Haupt des Körpers Christi am Kreuz darstelle u.ä. Wer unmittelbar vor einem Altar sündigt, verfehlt sich schwerer, als wer es im Chor tut, und dieser wieder schwerer, als wer im Kirchenschiff sündigt.

Die Zentren der Sakralität innerhalb der Kirche waren die in ihrem Inneren (in den "sepulcra") stets mit Heiligenreliquien versehenen Altäre. Ihre Zahl, kann man pauschalierend sagen, war v.a. in den Domkirchen deutlich höher als heute: z.B. gab es in der Hauptkirche Wiens 1476 vierundreißig, in der Magdeburgs neunundvierzig. Aber auch eine Klosterkirche, die nicht der Andacht der Bevölkerung offenstand, aber in der alle Priestermonche ihre Messen zu lesen hatten, konnte um 1500 mit 35 Altären aufwarten, wie es von der Zisterze Eberbach bekannt ist. Der Frankfurter Dom etwa bietet auch heute noch ein gutes Beispiel für den Reichtum an Altaraufsätzen (fälschlich "Flügelaltäre" genannt), wie er im 15. Jahrhundert allgemein war;

Ort besonderer Heiligkeit war in vielen romanischen Kirchen die Krypta, da hier das Grab oder Reliquiar des wichtigsten Heiligen verehrt wurde. Besaß ein Kirchenpatron nur eine bescheidene Krypta, so wurde ihm auch weniger Verehrung zuteil. Die mehrschiffigen Hallenkrypten des 11. und 12. Jahrhunderts sind für zahlreiche Pilger konzipiert, wobei Kranke hier auch übernachteten (Inkubation) und

Besessene angebunden wurden, bis ein Wunder geschah. Auch boten sie Platz für liturgische Zeremonien. Der Abstieg unter die Erde, Dunkelheit und Kerzenlicht, die Anwesenheit des Heiligen verstärkten zweifellos die religiöse Sensibilität. Die auf 100 Säulen ruhende Krypta des Gurker Domes mit dem romanischen Grab der hl. Hemma, 1174 eingeweiht, stellt eines der eindrucksvollsten Beispiele für diese unterirdischen Sakralräume dar.

Seit dem 12. Jahrhundert manifestierte die Geistlichkeit ihr Selbstverständnis als der den Laien übergeordnete Stand ganz haptisch im Kirchenbau, indem sie durch einen massiven Lettner Presbyterium und Laienschiff voneinander trennte. Der oft mehrere Meter hohe, teils völlig geschlossen wirkende (Maulbronn), teils halboffene (Tübingen, Stiftskirche) Einbau, der das ganze Gotteshaus überdeutlich in zwei Sphären unterschiedlicher sakraler Dignität zerschnitt, hatte eine wesentlich deutlichere Raumwirkung als die Chorschranken in den spätantiken und frühmittelalterlichen Kirchen oder auch der Triumphbogen. Er muß aus der Sicht der Laien ein wichtigeres Element des heiligen Raums gewesen sein, als der ihnen i.d.R. nicht mehr sichtbare Hochaltar, wurden vom Lettner doch Epistel und Evangelium vorgetragen, Proklamationen verlesen, Reliquien gewiesen, Exkommunikationen verkündet, war er doch die Bühne für geistliche Schauspiele und Musik. Das Fehlen eines Lettners kann jedoch nicht darauf schließen lassen, daß sich dort die Geistlichen nicht durch funktionale Äquivalente von den Laien abgesondert hätten. So verwendete man im Magdeburger Dom einen überdimensionalen Vorhang zu diesem Zweck, wie spätmittelalterliche Altäre prinzipiell von diesen den Sakralraum abschließenden Tüchern (Velen) umzogen waren. Die Laien, vor allem die Frauen, hatten ja in diesem besonders heiligen Bereich nichts zu suchen und waren nur zum Niederlegen ihres Opfers zugelassen bzw. verpflichtet.

Das Sanktuarium, der Chor, in dem der Hauptaltar stand, war natürlicherweise das Zentrum jeder Basilika oder Hallenkirche. Hier wußten die Gläubigen den Leib Gottes auf dem Altar, im Tabernakel oder Sakramentshäuschen zur Anbetung gegenwärtig. Diesem Ort am nächsten zu sein, war natürlich Privileg der zur Kirche gehörenden Geistlichkeit, weswegen sich ihre Sitzplätze im Chor befanden. Auch die Gestaltung des Chorgestühls verwies auf Zonen unterschiedlicher Sakralität. Die ehrenvollsten Plätze waren die erhöhten hintersten, zum Hochaltar orientiert und durch Baldachine und reicheren Skulpturenschmuck hervorgehoben (z.B. Erfurter Dom). Dort thronten Probst und Dekan. Der Platz höchster Dignität war natürlich in den Bischofskirchen dem Thron des Ordinarius vorbehalten. In Magdeburg etwa stand er auf der Achse Hauptaltar - Grab des kaiserlichen Stifters, "gleichsam als Mittler zwischen sacerdotium und regnum."

Doch konnten auch Laien sich einen Platz in diesem Bereich höchster Heiligkeit sichern, etwa die Ratsherrn, die den Bau gestiftet hatten. Reiche Familien, so die Imhoff in Nürnberg, vermochten sich sogar ein nur ihnen vorbehaltenes Privatoratorium in eine Empore gegenüber der Kanzel einbauen zu lassen, ein Usus, der noch viel häufiger vom Adel gepflegt wurde. Denn königliche und erzbischöfliche Kapellen in Pfalzen und Burgen wurden schon im Hochmittelalter nicht selten als Doppelkapellen konzipiert, so daß ein ganzes Stockwerk oder wenigstens eine Empore der Herrscherfamilie vorbehalten war (z.B. Dankwarderode in Braunschweig, um 1165).

Die Sakralsphäre wurde durchaus auch für heute dem weltlichen Bereich zugeordnete, im Mittelalter aber religiöse Prozeduren verwendet. Verhandlungen nach weltlichem Recht konnten im Gotteshaus oder davor stattfinden. Meist in der Kirche oder dem zu ihr gehörigen Rechtsbezirk wurden die Gottesurteile vollzogen;

"in einer kapellen diz geschach", heißt es über die Probe der glühenden Pflugscharen bei der hl. Kunigunde . Das Recht, Gottesurteile im eigenen Teich, mit eigenem Eisen vollziehen zu dürfen, war ein begehrtes Privileg für ein Gotteshaus, oft und oft belegt . In Friesland war das glühende Eisen ausdrücklich die Strecke zwischen Taufstein und Altar zu tragen .

Auch weltliche Große und Stadtbürger höhnten ihre Amtshandlungen, indem sie sie in den Kirchen- oder Klosterraum verlegten . Aus den zahllosen Beispielen nur eines: Das Südportal des Straßburger Münsters war ursprünglich mit einem Dach und Gerichtsschranken davor ausgestattet. Hier war nicht nur der Ort der Büssenden, sondern auch der der bürgerlichen Einungsschwüre .

Klöster

Friedhöfe, Karner und Grabstätten

Der "umfriedete Hof" ringsum die Kirche war der durch seine geweihte Erde geheiligte Ruheplatz der Körper bis zur Auferstehung . Seine Lage meist mitten im Ort verweist auf die noch intensive Kommunikation von Lebenden und Toten, ebenso seine Nutzung zu profanen Zwecken wie Festen, Versammlungen, Rechtsprechung... Die Friedhofsmauer sonderte aber gleichzeitig diesen Ort höherer Sakralität aus der Siedlung aus, schützte die Lebenden vor Wiedergängern und die Asylsuchenden vor Verfolgern. Dort zu sündigen, beleidigt Gott zehnmal mehr als außerhalb .

Waren zwar gemäß christlicher Lehre alle Menschen nach dem Tode vor Gott gleich, so nicht ihre Überreste: kirchenrechtlich herrschte der Zwang, sich im Friedhof der eigenen Pfarre begraben zu lassen, damit nicht die entsprechenden Rechnisse dem Pfarrer entgingen. Die Mächtigen und Reichen hielten sich keineswegs daran, sondern ließen sich in Kirchen oder eigens angebauten Kapellen bestatten . Die Gotteshäuser der Klöster waren besonders attraktiv; nicht nur wurden Monasterien gezielt als Memorial-Institutionen gestiftet, sondern sie hatten auch als Grablegen zu dienen, wie etwa Seligenthal den Wittelsbachern, den Preysingern und Karglern , Königsfelden im Aargau den Habsburgern usw. In den Städten besaßen speziell die Bettelordensniederlassung das Privileg der Bestattung, womit der Pfarrzwang entfiel, wenn man sich ein entsprechendes Legat leisten konnte . Spezielle Demut zeigte man, wenn die Bestattung an einer Stelle erfolgte, wo der Grabstein von den Ein- und Ausgehenden betreten werden mußte .

Temporäre Heilsräume

Schließlich ist noch daran zu erinnern, daß auch ein sonst profaner Raum für eine bestimmte Zeit zum sakralen werden konnte. So bei Prozessionen oder Feldmessen, aber auch bei den geistlichen Schauspielen, die auf den städtischen Marktplätzen stattfanden. Dabei wurden diese Räume für die Zeit des Spieles in verschiedene "mansiones" aufgeteilt, wobei die guten und die bösen Stätten einander polar gegenüberlagen: Himmel und Hölle, Thron und Orcus, Christen und Juden .

Diesen vielfältigen Sakralisierungen des Raumes stellten einzelne katholische Mystiker und genereller die Sekten ein Weltbild entgegen, das alle Orte als gleich geeignet für die Gottesverehrung ansah. Aber selbst Berthold von Regensburg gab zu: an welcher Stätte auch immer man Gott reuevoll anruft: "dú stat ist heilic." . "Wer aber got rehte in der wârheit hât, der hât in in allen steten und in der strâze und bî

allen liuten als wol als in der kirchen oder in der einode oder in der zellen..." , so
Meister Eckhart.

-
- ¹ Polci, B., Some Aspects of the Transformation of the Roman domus between Late Antiquity and the Early Middle Ages: Lavan/Bowden 79-109.
- ² Cassiodor, *Variae* 3, 9.
- ³ Lavan, *Topography* 324 f.
- ⁴ Otto, R., *Das Heilige*, Breslau 1917 u. ö.
- ⁵ Rosenwein, B., *The Places and Spaces of Emotions: Settimane di studio del centro italiano di studi sull'alto medioevo* 50, 2003, 505-536.
- ⁶ Mathisen II, 146.
- ⁷ Heinz, *Aufstieg* 84f.; Möbius, F., *Zur Anthropologie des mittelalterlichen Kirchenraumes: Mediaevistik* 6, 1993, 189-199.
- ⁸ *RAC* 15, 233 ff.
- ⁹ Ladstätter; Glaser 96 ff.; Sennhauser 869 ff.
- ¹⁰ Wamser 263.
- ¹¹ Filotas 85.
- ¹² Augustinus, *De civitate Dei* 5, 26, 1 ; *Codex Theodosianus* 16, 10, 12, 2.
- ¹³ Lavan, *Topography* 321.